

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 101.

Samstag, 1. Mai.

1915.

Klappen.

Nachdruck verboten.

(8. Fortsetzung.)

Roman von Helene Scheide-Peller.

VI.

Und die Stunde sollte kommen.

Viel schneller und unerwarteter, als er es selbst geglaubt hatte.

Es war am Abend der „Carmen“-Aufführung. Kopf an Kopf sahen die Zuschauer im Theater, das während der Saison in Scheveningen offen ist.

Zu unglaublichen Preisen mußten die Plätze erkaufte werden — und waren doch alle besetzt — denn die Masson spielte. Sie, die Verkörperung von Liebe und Leidenschaft, die man nicht sehen und hören konnte, ohne in sich ein Gären und Brodeln der Kräfte zu spüren, die sie beherrschten. Heute sollte sie Carmen sein — von der Liebe singen, die gewaltiger ist als Recht und Gewissen und nicht fragt nach Befehl und Macht.

Eine glänzende Gesellschaft hatte sich eingefunden. Schmuck und Toiletten waren von einer Pracht, wie man sie selbst in Großstädten nur bei großen Festlichkeiten sieht. In der matten, kunstreichen Beleuchtung glühten die Augen und Lippen über blendenden Schuftern — strahlten die Diamanten — funkelten kostbare Steine.

Blumen berauschten mit ihrem Duft — schmeigten sich wie Kinder der Liebe an pochende Herzen an. Verlehen, die in sich das Geheimnis des tiefen Meeres tragen, schlossen sich am weichen, vom Orange zum Rubin durchgitterte Finger und Arme, schimmernden saust zwischen den Locken und Wellen der blonden und dunklen Haare.

In der Loge neben Hans Reimer saß Erna Ridling in einem Gewand von weicher, fließender Rosaide — sie trug keinen anderen Schmuck als am Nacken eine Rubinenschnur, und auf diesem schneeigen Hals glühten die roten Steine wie quellende Blutstropfen.

Sie hatte sich heute Abend mit besonderer Sorgfalt geschmückt. Warum? Sie wußte es selber kaum. Ein wenig für Reimer, dem sie gefallen wollte, und viel für die Welt, deren bewundernde Blicke sie wie Schneideltworte berührten.

Ethel und Bob waren nicht gekommen. Eine Depesche hatte noch am selben Morgen Ethel nach Ostende gerufen, wo Bob einen Bekannten treffen und übernachten sollte; zwei Tage wollten sie dort bleiben und dann zusammen nach Scheveningen zurückfahren.

„O Ethel — und die „Carmen“-Aufführung“, sagte Erna mit so kläglichem Stimm und enttäuschter Miene, daß Ethel in der freudigen Erwartung, ihren Mann wiederzusehen, und zugleich im warmen Bedürfnis, ihre junge Schwägerin glücklich zu sehen, sofort erwidert hatte: „Aber natürlich mußt du hingehen, Ernie — Ganna begleitet dich und holt dich ab. Das geht ganz gut. Du sollst nicht meinetwegen auf dies Vergnügen verzichten.“

Sie freute sich, als sie Ernas Züge sich wieder aufhellen sah und überlegte gar nicht, daß es wohl nicht ganz weise war, einen Menschen, der wie Erna jedem Eindruck — jeder Stimmung zugänglich war, sich selbst

in dem leben- und liebesprühlenden Scheveningen zu überlassen.

Und so saß Erna Ridling an dem Abend allein mit Hans Reimer in der matt beleuchteten Loge und folgte atonlos dem fortwährenden Spiel der Masson und den bald wohnmütigen, bald stürmischen Klängen des Orchesters.

Jede Regung ihrer Seele konnte Reimer auf ihrem Gesicht lesen — in ihren Augen, die jetzt von der Stärke der Empfindung viel größer und dunkler erschienen, die Gefühle verfolgen, die über ihr Herz fluteten — Er wagte nicht, sich zu regen, verharrte unbeweglich neben ihr — und fühlte nur, wie jede Sehne seines Willens angespannt war. Er sah nichts vom Spiel. Er schaute nur nach ihr — hungernd — dürstend — wie nach dem Liebsten, das man besitzt. Er dachte auch in dem Augenblick, daß er nie wieder ein Weib so würde lieben können, wie dieses hier, und machte die tollsten, unausführbarsten Pläne, um sie von dem Manne loszureißen, der sie nicht verstand, und sie für sich zu gewinnen, der sie liebte.

So groß war der Mann, den diese Frau auf einen Mann ausübte, der bisher immer nur mit der Liebe ein elegantes Spiel getrieben und für unbezwingbar gegolten hatte.

Erna merkte nichts von dem, was in ihm vorging. Sie hatte ihn unter der fesselnden Gewalt des Spiels fast vergessen — noch nie hatte ein Stück sie so berauscht — und sie war doch schon zahllose Male in dem Berliner Opernhaus gewesen — aber hier — es war so ganz anders — schon in der ganzen Atmosphäre zitterte eine unsichtbare Macht, die sich in die Herzen stahl.

O so schön — so siegreich schön zu sein, wie diese Carmen! Solch brennende Liebe zu entfachen! So über alles, was Menschenmeinungen und Vorurteile an Hindernissen aufgebaut haben, geliebt zu werden. Hatte sie auch nur einen Funken einer solchen Leidenschaft verspürt? Hatte ihr Mann sie selbst zur Brautzeit je annähernd so geliebt?

Nein — nie.

Zimmer kamen erst andere Rücksichten und Interessen — und dann nur die Liebe.

Wie arm sie doch war!

Welch Glück — so unendlich größer und reicher als alle Freuden, die das Leben ihr bisher gebracht hatte, mußte in dem Bewußtsein liegen, das Herz eines Mannes rückhaltlos zu besitzen, so, daß jeder Atemzug, jeder Pulsschlag einem gehörte!

War es so, daß Ethel liebte — so, daß Bob sie liebte? Dachte sie an dieses Glück, als sie von der leuchtenden Bahn sprach, auf der man schreitet Hand in Hand, und die man nie mehr verlassen will, um sich auf Nebenwegen zu verirren?

Wie sie sich nach diesem Glück sehnte. Würde sie es niemals lernen kennen?

Und drüben stand die Masson als Carmen und sang in glühenden Worten und Melodien von dieser Liebe,

„qui est enfant de Bohême et n'a jamais connu de loi“ — und kein Mann konnte ihr widerstehen — weil sie so schön — weil sie so selber die Diebe war.

Erna wurde so weich — so sehnsüchtig —, daß sie hätte weinen und lächeln mögen zugleich. Ihre Augen schimmerten feucht.

Reimer sah es, und sein Herz klopfte so wild, daß ihm war, als müsse die Frau neben ihm es hören. Er konnte sich nicht von ihrem Anblick losreißen und fühlte doch, daß jeder Augenblick seine Erregung steigerte.

Er wollte nicht wünschen — nicht begehren — nur einmal ihre Hand fassen, ihn fühlen den seltsamen, unerklärlichen Strom, der von den Herzen in die Hände und von den Händen in die Herzen kreist und sie miteinander verbindet. Noch nie war sie so fesselnd ihm erschienen.

Wie Sedentosen auf weißem Schnee blühten die leicht geröteten Wangen — wie anmutig war das Kinn, in dem sich bei jedem Nöcheln ein Grübchen grub — wie die goldblonden Haare sich über den Nacken kräuselten, daß man immer nur an tanzende, übermüthige Sonnenstrahlen denken mußte!

Jetzt beugte sie sich herab, um ihren Fächer aufzuheben —. Er fühlte, wie der weiche Flaum der Haare seine Hand streifte — und das Feuer jäh durch seine Adern schoß — er bückte sich und gab ihr den Fächer zurück — und plötzlich — einem überwindbaren Impuls folgend — ergriff er ihre Hand — und sah sie an — mit heißen, hungrigen Augen.

Sie schaute zu ihm hinüber — erst fassungslos — erkannt — mit fast kindlichem Fragen im Blick — aber — plötzlich erlosch das Fragen — ein glühende Welle ergoß sich über ihr Gesicht — ihre Augen brannten sich in die seinen.

Sie hatte ihn verstanden.

Er war der Mann, der sie liebte.

Das Glück, von dem Carmen sang und nach dem sie sich gesehnt hatte — es war ganz nah. Und sie hatte es nie gewußt — nie geahnt.

Jetzt hörte sie neben sich die Stimme, die sie schon so oft vernommen hatte, und die ihr nun doch so neu, so berauschend, so seltsam klangreich erschien.

„Hören Sie die Carmen von der Liebe singen? So — und noch viel — mehr liebe ich Sie seit dem erstenmal, daß ich Sie gesehen habe.“

„So lange schon?“ — und sie hatte nichts erraten; — sie sprach die Worte nicht aus, aber er las sie aus dem innigen Blick.

„Ja, so lange schon. Es war bei Frau Crofen — wissen Sie noch? — Sie waren meine Tischdame — und sie trugen ein duftiges, weißes Spitzenkleid — und hatten solch zierliche Schuhe mit einem orientalischen Perlenbesatz — und keinen anderen Schmuck als die Rubinen um den Hals — und im Haar eine große — rote Kamelie — gerade wie die Carmen dort drüben.“

Ja, jetzt konnte sie sich auch daran erinnern. — Sie hatte sich mit viel Mühe diese rote Kamelie — ein Einfall — eine ihrer Launen — verschafft. Sie hatte längst nicht mehr daran gedacht. Aber er hatte es behalten.

„Und wissen Sie an dem Abend, da wir in Frau Crofens Wintergarten saßen — und ich — von der Liebe sprach — von der Frau, so wie ich sie mir träumte —“

Er hielt inne und sah sie an.

Sie nickte leise. Daran konnte sie sich erinnern, als sei es gestern erst gewesen.

„Als ich von dieser Frau sprach, dachte ich an Sie — ich brauchte nur in mein Herz zu greifen und das Bild herauszulocken, das sich darin verbarg — und auszusprechen, was ich solange empfunden hatte. Es war so schwer, immer zu schweigen — immer nur vom letzten Theaterstück zu sprechen, wenn das Herz vor Liebe überfloß — und nichts in der Welt mehr Bedeutung hatte als nur das Eine, nachdem man sich sehnte.“

Und wissen Sie noch, wie wir nachher in den Saal zurückkehrten und zusammen den Walzer tanzten — da

war mir — als könne ich mein Geheimnis nicht mehr für mich behalten — als müßte ich mit Ihnen fliehen — weit fort von den Menschen — wo man nichts mehr hört und nichts mehr sieht von der Welt — wo Sie ganz mir gehören würden, — wo ich Sie in meine Liebe einhüllen — durch Sturm und Gewitter tragen könnte. Da wären Sie mein Sonnenschmetterling — ich würde Sie beschützen — und nie würde für Sie der Weg über Klippen gehen, und nie würde ein rauher Nordwind Sie berühren.“

Er sprach rasch mit jener tiefen, bebenden Stimme, die nur eine gewalttätige Erregung erzeugt, und die nie spurlos an dem Herzen einer Frau vorübergleitet, sogar, wenn diese Frau nicht liebt. Jgendwo liegt dann eine zündende Kraft, die sie fast gegen ihren Willen zwingt. — Es ist das Ursprüngliche — Natürliche — Wahre im Manne, das plötzlich alles Künstliche niederwirft und in Worten Bahn sich bricht, denen das Weib mit zitternder Seele lauscht.

Drüben auf der Szene wurde der letzte Akt gespielt. Rasend vor Eifersucht und Leidenschaft will Don José die treulose Carmen töten.

In atemloser Spannung folgten Hunderte von Zuschauern der Entwicklung dieser letzten großen Krisis.

Erna Rickling empfand es jubelnd, das Spiel hatte sich für sie in Leben verwandelt. Sie war nicht mehr arm. Sie hatte nichts mehr dieser Carmen zu neiden. (Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Wir singen „Fest steht und Iren die Nacht am Rhein“, aber an der Warthe und Weichsel steht sie ebenso fest. Wir können nach keiner von beiden Seiten hin auch nur einen Morgen Landes missen. Bismarck.

Bei den deutschen Zivilgefangenen u. den Gefangenen der „Emden“ in Singapore

Der rheinische Missionsinspektor Wagner wurde bei seiner Rückkehr von einer 2½-jährigen Inspektionsreise in Niederländisch-Indien trotz seines englischen Reisepasses Ende Januar d. J. in Singapore einige Tage in das dortige Sammelager gebracht, wo er deutsche Zivilgefangene und Gefangene von der „Emden“ antraf. Er berichtet darüber u. a. wie folgt:

„In den Kasernengebäuden des Langlin Castle, die auf dem breiten Hügelgelände jenseits der Stadt Singapore liegen, sollten mir die unvergeßlichsten Reiseerinnerungen beschieden sein. Ich wurde dort zu fast 300 gefangenen Landsleuten gebracht. Zumeist waren es die Deutschen und Österreicher von Singapore, Penang und den Kläfen der Malakka-Halbinsel. Mehrere der Herren versicherten, sie hätten keinen Grund, sich über die ihnen zuteil werdende Behandlung zu beklagen. Sie durften sich von ihrem eigenen Gelde unterhalten; die von der englischen Regierung ausgehenden 34 Pfennig täglich hätten ja auch kaum für die allereinfachste Beköstigung gereicht! Aber das ganze brutale Verhalten der Engländer, die vor allen anderen Christen sein wollen, gleichwohl aber gegen alle Deutsche bis zu Missionaren und Missionarinnen hin das Kitzenersche System der Sammelager in Anwendung gebracht haben, wurde doch stark empfunden. Man konnte auch die tiefe Erbitterung mancher Herren verstehen. Mehrere Male war ihnen von dem Gouverneur von Singapore versichert worden, sie hätten nichts zu befürchten. Sie hatten der Versicherung geglaubt; wie leicht hätten sie sich sonst auf das nahe Java oder Sumatra in Sicherheit bringen können! Dann war am 23. Oktober nachmittags auf einmal die Ankündigung gekommen, sich für den folgenden Tag auf 2 Uhr für die Überführung in die Gefangenschaft bereit zu halten. In nicht einmal 24 Stunden also sollten sie einen Abschluß in ihren Geschäften machen, für die Ausräumung ihrer Wohnungen sorgen und zugleich die Abreise ihrer Frauen und Kinder in die Wege leiten! Denn auch diese durften nicht in der Stadt bleiben. Ihre vielfach großartigen Geschäfte aber waren von der englischen

Verwaltung zwangsweise liquidiert worden; jetzt drohte gar auch noch ein Gesetz, daß alle Geschäftsbücher verbrannt werden sollten. Da startete sie der fast völlige Verlust ihres Besitzes an; und konnten sie jemals an eine Wiederaufrichtung ihrer Betriebe in einer englischen Kolonie denken? — Wir haben auch für unseren Außenhandel unendlich viel zurückzukämpfen und für die Zukunft ganz anders zu sichern!...

Im Lager von Singapur traf ich nun aber auch den Oberleutnant d. R. Lauterbach, einige Deckoffiziere und zwei- und dreißig Leute von der Mannschaft der unvergeßlichen „Emden“, von deren Taten wir in Niederländisch-Indien immer die erste Kunde erhalten hatten. Sie waren mit der „Markomannia“, dem Begleitschiff der „Emden“, und einem von ihr gekaperten englischen Kohlendampfer, die beide in neutralen Gewässern von englischen Kreuzern aufgebracht worden waren, in Gefangenschaft geraten. Sie wurden in hochherziger Weise von den deutschen Landslenten mit durchgehalten, wie diese auch eine größere Summe an die Verwundeten der „Emden“ nach Colombo gesandt hatten. Ich hatte das Glück, die drei Tage meines Aufenthaltes mit Oberleutnant Lauterbach zusammen zu wohnen. Er war es vor allem gewesen, der, dank seiner genauen Kenntnis der indischen Gewässer, die ihm ein zehnjähriger Dienst als Schiffsoffizier der Hamburg-Amerika-Linie eingebracht hatte, der „Emden“ die Wege gewiesen hatte. Aus den Zeitungen in den Kapitänskajüten der 23 erbeuteten Dampfer hatte er immer die Aus- und Einfahrten neuer Krisen gesehen. Wenn es ferner in einer Zeitung hieß, der Weg 40 Seemeilen nördlicher als die gewöhnliche Linie ab Colombo sei vor der „Emden“ sicher, dann war die „Emden“ eben auch 40 Seemeilen nördlicher gegangen — und fünf Dampfer waren die neue Beute gewesen!

Die Taten der „Emden“ waren auch ein Hauptgrund der Gefangenschaft der Deutschen von Singapur und von Penang, wo die „Emden“ bekanntlich den russischen Kreuzer und das französische Torpedoboot vernichtete, gewesen. Wie man nämlich überall in Indien hören konnte, sollten sie der „Emden“ drahllose Nachrichten über die Schiffsbewegungen haben zukommen lassen. Es war freilich leeres Gerede; die Untersuchungen hier eines Automobils, dort einer Beleuchtungsanlage deutscher Herren nach derartigen Apparaten waren völlig ergebnislos geblieben. Oberleutnant Lauterbach war auch zu jedem Ende bereit gewesen, daß sie auf der „Emden“ nie solche Mitteilungen erhalten, ihrer auch gar nicht bedurft hätten. Auch das hatte den Grimm der Engländer erregt, daß sie bei Ausbruch des Krieges auch nicht einen deutschen Dampfer im Hafen von Singapur hatten festhalten können; sie waren alle rechtzeitig, viele bei Nacht, abgefertigt worden und nach den neutralen holländischen Häfen abgegangen.

Unsere deutschen Landsleute haben meinen dreitägigen Besuch mit großer Freude aufgenommen. Mein Kommen war ihnen einmal ein Gruß aus der Freiheit. Auch konnte ich ihnen manche gute Nachricht von dem Kriege mitteilen. Waren doch nach Sumatra die letzte Zeit zuverlässige Telegramme und deutsche Zeitungen ganz regelmäßig durchkommen. Dann aber war das erste Wort des englischen Majors, dem das Gefangenelager unterstand und dessen vornehme Weise unsere Landsleute mit den wärmsten Worten rühmten, bei meiner Einlieferung an mich gewesen, ob ich im Lager nicht einen Gottesdienst halten wollte. Wie gerne tat ich das! Die gesamte Mannschaft der „Emden“ war in Uniform angetreten; auch fast alle anderen Landsleute hatten sich eingefunden. Bei einem solchen Gottesdienste läßt man, wenn je, das ganze und volle Herz mitreden.

Am Dienstag, den 2. Februar, nahm Inspektor Wagner dann Abschied, beladen mit vielen Grüßen an die Angehörigen der Gefangenen in der Heimat.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Englische Rekrutierungsfahrer. Die große Aufgabe, für Pittcheneys Millionenheer die noch fehlenden Rekruten anzuwerben, steht in den englischen Blättern noch immer im Mittelpunkt der Erörterungen. Jetzt ist auch schon ein Buch eines Werbeoffiziers erschienen, der seine Erfahrungen zu Ruh und Frommen seiner Kollegen und aller freiwilligen

Werber mitteilt. Man erhält dadurch einen Einblick in die abwechslungsreiche Tätigkeit eines solchen Werbbers, der von seinen Vorgesetzten auf eine Karawanenreise geschickt wurde, auf der er Vergwerke, Arbeitshäuser und Bettlerherbergen besuchte und einmal auch auf dem Platz des Heizers auf einer Lokomotive fuhr, um an einen Ort zu gelangen, an dem er eine Anzahl möglicher Rekruten vermutete. Vor allem betont der Mann die Wichtigkeit der Musik für das Werbegeschäft; früher, als die Rekruten in düsterem Schweigen einhermarchierten, wollte die Sache gar nicht vorstatten gehen, aber seitdem die Musikkapellen bei den Rekruten eingeführt sind, kommt alles in Schwung. Neben diesen beamteten Werbbern gibt es aber auch eine große Zahl von Freiwilligen, und unter diesen scheinen die englischen Wisses, insbesondere natürlich die hübschen, zu einer bevorzugten Rolle berufen zu sein. Der „Patriotismus des Flirts“ ist die neueste Entdeckung, die wir in einem Londoner Blatt finden. In einer Versammlung des Londoner Werbebüros, so wird da berichtet, gab die Anwesenheit einer Anzahl junger Damen einem Redner den Anlaß zu einer besonders kräftigen Aufmunterung. Er ermahnte die jungen Leute, nicht um ihrer „Namen“ willen zu Hause zu bleiben, und die jungen Mädchen, ihre Bewunderer nicht zurückzuhalten, um schneller heiraten zu können. Der beste Anfang für ein späteres glückliches Eheleben wäre es, wenn die Damen ihre Liebsten nach Frankreich schickten und bis zum Schluß des Krieges auf sie warteten. Als leuchtendes Vorbild erzählte der Redner die Geschichte von einem jungen Mädchen, das — schon fünf junge Männer zur Front entsandt hätte; als er aber geendet hatte, trat die Gepriesene auf und zeigte auf einen Begleiter: „Hier ist der sechste.“ „Flirtet von dieser Art ist der rechte Patriotismus“, sagte der Redner feierlich... Manchmal machen die Rekruten aber auch recht merkwürdige Erfahrungen. So hatte sich ein Maurer überzeugen lassen, daß „das Land ihn brauche“ und sich in Londonderry zu den Pionieren gestellt. Da es in dieser Stadt aber keine solchen gibt, sandte man ihn nach Belfast, dann weiter nach Antrim, und von hier schickte man ihn wieder nach Belfast zurück. Im Hauptquartier dieser Stadt wird er einem langen Verhör unterworfen. Nach vielem andern fragt man ihn: „Religion?“ „Katholisch.“ Da strich der Offizier seine Eintragungen wieder aus. „Dann müssen Sie wieder zurück, hier ist kein Platz frei.“ In Belfast könnte er nur bleiben, wenn er seine Religion wechselte. „Glauben Sie nicht, daß ich, wenn ich meine Religion verriete, nicht auch mein Vaterland verraten könnte?“ erwiderte der Mann, aber es half ihm alles nichts...

Wie die Kinder sich den Krieg vorstellen. Mit wie hohen Begeisterung, gesundem Empfinden und drolliger Naivität die Kinder das große Weltereignis des Krieges aufnehmen, das beweist eine interessante Auswahl aus den Schulaufsätzen von Kindern im Alter von 10 bis 13 Jahren, die Richard Kohn in einem Artikel der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Der Land und Meer“ zusammenstellt. Es sind Proben aus Aufsatzbüchern von Wiener Bürgerschülern, die frisch und frei ihre Eindrücke vom Kriege niedergeschrieben haben. Aber die Anfänge des Völkereignisses haben einige recht eigenartige Vorstellungen. „Ein paar Monate vor der Kriegserklärung voranstrahlten die Russen eine kleine Probemobilisierung“, schreibt einer. „Aber Österreich wußte schon, was der Russe damit meint. Es wurden gleich große, starke Festungen errichtet, und als die Russen glaubten, jetzt sei der richtige Moment zum Einfallen, da wurden sie mit herrlichem Kanonendonner freundlich begrüßt. Der Deutsche aber wird bald in Paris eingiebeln.“ Ein anderer meint: „Erst fing der Krieg mit Serbien an, dann mit den Russen. Die Russen standen schon an der galizischen Grenze. Als wir fragten, was die vielen, vielen Russen dort machten, sagte der russische Kaiserhof: „Das ist nur Mandäber!“ Auf einmal hat uns Rußland den Krieg erklärt.“ „Lange war schon kein Krieg und so ein fürchterlicher noch nie, wie ihn Serbien angestiftet hat,“ heißt es in einem anderen Aufsatz. „Es wurden gleich drei daraus. Einer auf dem Erdboden, einer tief drunten im Wasser und einer hoch in der Luft. Aber unsere Soldaten ziehen mit Hurra und „Hoch Österreich-Ungarn!“ in den Krieg. Trotz aller Strapazen zeigen sie dem Feind den Herrn, und so geht es fort, bis Ruße in Europa ist.“ Manche sind von ihrem Vater unterrichtet und teilen dessen Erzählungen mit: „Mein Vater ist schon ein Vierteljahr fort. Er hat große Strapazen mitgemacht, auch war er schon in russischer Gefangenschaft. Und er erzählte uns, daß in den Karpaten täglich Hunderte von Russen erfrorren. Wenn sie den Dampf von unserer Feldküche aufsteigen sehen,

so werfen sie die Waffen weg und kommen in unsere Schützengräben vor lauter Hunger.“ Oder: „Die erste Schlacht, was mein Vater mitgemacht hat, war bei Lublin. Mein Vater hat geschrieben, er hat die achte Schlacht mitgemacht, und erst bei der zwölften wurde er verwundet. Die russische Angel streifte meinen Vater am Knie, bei der Schlacht Brzemyśl war das. Mein Vater blieb über die Nacht liegen und schlief dabei ein. Um 5 Uhr weckte ihn ein Donner von Kanonen. Er stand auf und schlepte sich dem Roten Kreuz zu. Dort wurde er verbunden und nach Birkenal in Deutschland transportiert. Und mein Vater schreibt, er kommt zu den Peterlingen nach Hause, weil er schon halbwegs ausgeheilt ist.“ In manchem rogt sich die Tapferkeit, und er möchte gern dabei sein: „Wann nur mich der Kaiser ins Feld schickte, dann würdet ihr leben, was ich machen würde: Der Feind kommt heran. Ich nehme ein Gewehr und laufe die Russen windelweich. Wenn auch ich eine Kugel würde, so macht mir das gar nichts. Jeder Soldat muß Strapazen ertragen, und ich werde viele Russen niederschicken und niedersteden, denn sie tun's ja auch, wenn sie können. Und wer weiß, wie lang der Krieg noch dauern wird bis zur Entscheidungsschlacht?“ Ein anderer: „Wenn ich einmal fürs Vaterland kämpfen darf, so werde ich auch so tapfer sein, und wenn mich eine Kugel trifft, so sterbe ich fürs Vaterland und für den Kaiser. Aber wenn ich gesund nach Hause komme, kann ich Gott danken, und wenn wir siegen, noch mehr.“ Seinem Hah gegen die Engländer läßt ein Schüler freien Lauf, wenn er schreibt: „Gegenwärtig steht es mit den Russen in Polen sehr schlecht, denn Hindenburg, der würdige Feldherr, hat sie in eine wenig beneidenswerte Lage gebracht. Im Westen sind die Franzosen und das Aramervolk in England in einer ganz verzeifelten Situation. Klüftig, Kanur, Raubzuge und Antwerpen haben der furchtbaren Wirkung unserer 12-Zentimeter-Wörter weichen müssen. Die Reste des belgischen Heeres sind völlig kampfunfähig, und in absehbarer Zeit werden deutsche Heere in England stehen. Die schlüßigen Japs haben sich der deutschen Kolonie Mantschu bemächtigt, aber wir werden ihnen diesen frechen Räubersreich mit Wunderkräften zurückgeben. Mittlerweile sind die getreuen Anhänger Robanumeds bis zum Suezkanal gekommen; in Indien ist Aufstand, in Marokko, in Algerien und wie diese Länder noch alle heißen. Sie sollen die Engländer, dieses habgierige Volk, das die Freiheit hat, sich zivilisiert zu nennen, aus ihrem Vaterland vertreiben. Müd auf den Weg, ihr Söhne der Freiheit!“ So spricht ein zwölfjähriger Knabe Anno 1914!

Fahrendes Volk aus fremden Zonen in deutscher Kriegszeit. Es ist ein armfertiges Volk, sich in diesen Kriegzeiten als „fahrendes Volk“ durchs Leben zu schlagen, und doppelt fäher für die Kinder heißerer Sonne, über deren Wiege das Kreuz des Südens stand und die nun manch sonderbare Schicksale in den fremden deutschen Krieg verschlagen haben. Früher war der dunkelhäutige Handelsmann aus dem Duallalande oder sonst einem Kameruner Küstenstrich, der mit freundlichem Lächeln auf den Allerweltshamen der schwarzen Seelen „Jumbo“ hörte und „Kednisse“ in fünf- oder zehnpenniglichen feilbot, eine typische Erscheinung in den Berliner Mittelstandsneipen und Nachtcafés; heute hat ihn die Neuorientierung des hauptstädtlichen Nachtlebens infolge des Einabschlusses der Restaurants oftmals arbeitslos, jedenfalls selten gemacht. Wo eigentlich die verschwundenen schwarzen Dilletanten des Lebens inzwischen geblieben sind, ließ sich bisher nicht recht ermitteln — einige hat, wie festgestellt werden konnte, die alles nivellierende Welt der Obdachlosen in ihren Bannkreis gezogen, andere fanden als Hausdiener oder Portiers gewisser zweifelhafter Cafés ein Unterkommen, andere wieder sind in der Fremde verstorben, gestorben. Wenig nur waren so glücklich, sich völlig in die soziale Welt der großen Stadt einzugliedern: der Regier wie der Malate ist nach Joh. v. Jensen ein beinahe idealer Chauffeur, weil er noch unverbrauchte eiserne Nerven hat, und unter den Angehörigen der Berliner Hoch- und Untergrundbahn befindet sich denn auch ein schwarzer Fahrer 1. Klasse, der seinen Dienst so gut wie jeder weiße Kollege versteht. Mit erschreckender Ebnelligkeit vollendet sich in den Tagen des Krieges mit ihrer wirtschaftlichen Not die Tragödie des Negers in der Fremde. Als „Bob“ — dieser Ausdruck der lingua franca des Kolonial-englisch wird wohl den Krieg überdauern — eines weißen „Dama“ (Herrn) Kuriositätshalber nach Deutschland mitgenommen oder als „Senjation“ für wandernde Kriegergruppen, oft auf dem Umweg über Amerika, bezogen (wobei er der Rolle als „Feuerschüler“ oder „wilder Mann aus dem Kamibalenlande“ bald überdrüssig wird), gelegentlich verhätschelt

von allerhand Damen und Dämchen, bricht bei ihnen in der großen Stadt schnell die Grobmannsjucht durch, die einmal für seine Rasse typisch ist, und läßt ihn das Horazische „carpe diem“ nach seiner Naturfindauffassung mit allen Regeln des Reichsinns verwirklichen. Er kleidet sich nach der neuesten Mode, spielt den exotischen Schwerenöter in der Friedrichstraße, gibt sein bißchen Geld mit vollen Händen aus, — bis eines Tages die Kavalierehrlichkeit ihr jähes Ende hat, und „König Aquas Reffe“ zufrieden ist, als armer, gehänselter „Jumbo“ seine Erdnüsse zu verkaufen und ein Glas Bier spendiert zu bekommen. Die Not der Kriegszeit legt auch diesen kümmerlichen Verdienst bald lahm und vollendet rasch den Abstieg in die Bagabundenwelt der Hoffnungslosen, deren Ende das Nihil, das Gefängnis, die Ausweisung, Verkommen und Verderben ist. . . Glücklicher als ihre schwarzen Kollegen sind die unermüden gelbgesichtigen Hausierer aus dem Reich der Mitte, die heute wie früher mit ihrem kleinen Kusterschiff von Geschäft zu Geschäft trauten. Jüngst flatterte eine englische Zeitungsentende durch die Welt, daß 400 Chinesen Deutschland auf dem Weg über die Niederlande verlassen wollten; die chinesische Gesandtschaft in Berlin aber erklärte, es befänden sich außer etwa 40 Studenten nur an 100 Hausierer hier, und diese zumeist in Berlin, ohne einen Grund zur Heimfahrt zu sehen. Diese sozusagen offizielle Statistik wird wohl stimmen; leider besagt sie nichts über die wirtschaftlichen Erfolge der Handelsjünger aus dem fernen Osten. Jedenfalls scheinen auch sie schon die betrübende Erfahrung gemacht zu haben, daß das Berliner Pflaster recht teuer ist, zumal in der Kriegszeit, wo kein Mensch für Nephritbuddhas und Zauberbolche, „echtes“ Alchinasporzellan, chinesische Wunderspiegel, Insektensäfte aus zierlichem Bambusgeflecht, und was sonst das Köfferchen an (nebenbei unüberhältnismäßig teuren) Mariäten birgt, Geld übrig hat, — der abgetragene Anzug und die müde Resignation des Aufstiegers reden eine zu deutliche Sprache. Sie schlagen sich schlecht und recht durch, so gut es eben geht, und vor dem Versinken bewahrt sie der Rückhalt an den großen Handelshäusern in der fernen Heimat, die sie ausgesandt haben, und zuletzt die Fürsorge der chinesischen Gesandtschaft; aber auch sie werden die deutschen Kriegstage nie vergessen. Der Frühling kommt hier wie in Peking, aber es ist der Frühling einer Fremde, in deren Welt der Mongole nie heimisch wird; dem durch die lauen Lüfte am Strande der Spree die chinesische Variante der alten Gassenweisheit klingt: „Weibe im Lande und nähte dich reiblich.“

Vincent d'Indy über die deutsche Musik. Der berühmte französische Komponist Vincent d'Indy stimmt nicht der tödlichen Verbannung der deutschen Musik bei, die man in Frankreich durchzuführen sucht. In einem Vortrag, den er jüngst in Paris hielt, skizzierte er kurz, wie die deutschen Musiker, durch die minderwertigen Leistungen der Italiener aus dem Theater verdrängt, sich vor etwa 100 Jahren der „reinen“ Musik zuwandten, für die sie eine wundervolle Form gefunden haben, die der Sinfonie. „Ihr Abhört, Joh. Seb. Bach hatte aus dem Studium unserer Klaviermeister die Klarheit des lateinischen Geschmacks geschöpft; dadurch sind seine Nachfolger Mozart, Haydn, Beethoven mit unserer Kunst verknüpft. Dieser Sinn für Reinheit und Wahrheit findet sich auch in Wagner wieder, der der letzte deutsche Klaffler ist. „Ich habe 1870 mitgekämpft“, fuhr Vincent d'Indy fort, „und mein Sohn steht jetzt im Felde. Ich darf wohl sagen, daß ich ein Patriot bin, aber ich kann nicht den Fehlschlag mitmachen, den man gegen den Schöpfer des „Parsifal“ unternimmt. Ein Genie löst man nicht aus, und wenn es auch unser Todfeind wäre. Und ich hoffe doch, daß man die Bilder von Holbein und Dürer nicht auf den Boden des Louvre stellen wird, weil die Deutschen mit uns Krieg führen.“ D'Indy wendet sich gegen die Anschauung, daß Wagner mit seinem Lustspiel „Eine Kapitulation“ Frankreich und insbesondere die Pariser habe beleidigen wollen. „Die Kapitulation von Paris fand am 27. Januar 1871 statt; Wagner schrieb die seine im Oktober 1870, also noch vor der Einschließung der Hauptstadt. Und diese ziemlich nichtsagende, aber durchaus nicht beleidigende Bosse verspottet die Kapitulation der deutschen Theater vor den französischen Stücken. Man sieht, daß unsere Ehre nicht auf dem Spiel steht. Was heute aber auf dem Spiel steht, ist das Interesse der Kunst. Ein Land, das vorgibt, die Musik zu ehren und zu pflegen, hat nicht das Recht, von „Tristan“, den „Meisteringern“ und „Parsifal“ plötzlich nichts mehr wissen zu wollen, von Kunstwerken, die bisher unerreicht dastehen.“ Nach d'Indys Meinung beginnt allerdings nach 1870 ein Niedergang der deutschen Musik. Strauß und Mahler unterzieht er einer strengen Kritik.